

Brittany Cavallaro  
Holmes & ich  
Die Morde von Sherringford



*Brittany Cavallaro* studierte an der University of Wisconsin/Madison Kreatives Schreiben und bereitet dort derzeit ihre Promotion vor. Sie konnte dank diverser Stipendien ihr Schreibtalent ausbauen und veröffentlichte im Januar 2015 einen ersten Band mit Gedichten. Seit ihrer Kindheit ist Brittany Cavallaro ein riesen-großer ›Sherlock Holmes‹-Fan – bzw. wie sie selbst sagt, ein noch größerer Watson-Fan. So kam ihr die Idee zu »Holmes und ich – Die Morde von Sherringford«, ihrem ersten Jugendbuchprojekt.

*Anja Galić* lebt und arbeitet in der Kölner Südstadt, wo es sie des Studiums wegen hinverschlug, hat badische Wurzeln und lernte dank ihrer ersten Übersetzung, dass es das Wort »wunderfitzig« im Rheinland nicht gibt. Dass man beim Übersetzen Dinge recherchiert und erfährt, denen man sonst nie begegnet wäre, findet sie auch heute noch total spannend.

Brittany Cavallaro

# Holmes & ich

Die Morde von Sherringford

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Anja Galić

**dtv**

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
**[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)**

Das Zitat auf Seite 5 stammt aus:  
›Eine Studie in Scharlachrot‹ von Sir Arthur Conan Doyle  
Aus dem Englischen übersetzt von Gisbert Haefs  
© 2002 Kein & Aber AG Zürich



Deutsche Erstausgabe  
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2016 Brittany Cavallaro  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›A Study in Charlotte‹,  
2016 erschienen bei Katherine Tegen Books,  
an imprint of HarperCollins Children's Books,  
a division of HarperCollins Publishers, New York  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Carolin Liepins  
Gesetzt aus der New Baskerville 10,5/14  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76136-9

»Ich hatte keine Ahnung, dass solche Individuen  
außerhalb von Erzählungen existieren.«

Eine Studie in Scharlachrot,  
Sir Arthur Conan Doyle



# 1.

Das erste Mal begegnete ich ihr am Ende einer dieser sich zäh dahinschleppenden Wochentage, die für Privatschulen wie das Sherringford-Internat so typisch sind. Es war Mitternacht, oder vielleicht auch kurz danach, und ich hatte die Stunden nach dem Abendessen in meinem Zimmer verbracht, wo ich meine lädierte Schulter kühlte – das Ergebnis eines Rugbytrainings, das von Anfang an eine Katastrophe gewesen war. Dass es um das Rugbyteam nicht zum Besten stand, hatte ich schon in meiner ersten Schulwoche gelernt, als der Mannschaftskapitän so leidenschaftlich meine Hand schüttelte, dass ich dachte, er würde mich jeden Moment an sich ziehen und vor lauter Begeisterung auffressen. Das Rugbyteam von Sherringford landete schon seit Jahren am Ende jeder Spielsaison auf dem letzten Tabellenplatz. Aber nicht in diesem Jahr, oh nein. Kline hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mich bei jeder sich bietenden Gelegenheit daran zu erinnern, und dabei lächelte er so breit, dass alle seine komischen kleinen Zähne zum Vorschein kamen. Ich war ihre größte Hoffnung. Ihr Rugby-Messias. Der Grund, warum das Internat mir nicht nur die Kosten für das komplette elfte Schuljahr erließ, sondern auch für sämtliche meiner Reisekosten aufkam – ein nicht zu unterschätzender Vorteil, wenn man eine in Lon-

don lebende Mutter hat, die man in den Ferien besuchen will.

Es gab nur ein Problem: Ich hasste Rugby aus tiefstem Herzen. Allerdings hatte ich den fatalen Fehler begangen, letztes Jahr auf dem Rugbyfeld ein sogenanntes »Paket« zu überleben und das Team meiner Londoner Schule damit versehentlich zum Sieg zu führen. Das Risiko war ich nur deswegen eingegangen, weil ausnahmsweise Rose Milton auf der Tribüne saß, in die ich seit zwei Jahren leidenschaftlich, heimlich und hoffnungslos verliebt gewesen war. Wie ich später erfuhr, hatte auch der Sportdirektor der Sherringford School auf der Tribüne gesessen – in der ersten Reihe, auf der Suche nach neuen Talenten. Das Rugbyteam der Highcombe School war nämlich ziemlich gut.

Zur Hölle mit ihnen.

Besonders mit meinen kuhäugigen, stiernackigen neuen Mannschaftskollegen. Mir war sogar Sherringford selbst zuwider, mit seinen grünen Hügeln und seinem wolkenlosen Himmel und einem Stadtzentrum, das mir noch winziger vorkam als der Schuhkarton, der mir in Michener Hall, einem der Campus-Wohnheime, als Zimmer zugeteilt worden war. Ein Stadtzentrum, in dem es sage und schreibe *vier* Cupcake-Shops gab, aber nicht einen einzigen anständigen Inder. Ein Stadtzentrum, das nur eine Stunde von dem Haus entfernt lag, in dem mein Vater lebte und in dem ich aufgewachsen war. Er drohte immer wieder damit, mich zu besuchen. »Drohte« ist das einzige passende Wort dafür. Meiner Mutter war es wichtig gewesen, dass wir uns besser kennenlernen; sie hatten sich scheiden lassen, als ich zehn war.

Aber obwohl ich nur ein paar Jahre in London gelebt hatte, vermisste ich die Stadt wie einen amputierten Arm oder ein amputiertes Bein. Und sosehr meine Mutter auch darauf be-



harrte, mein Umzug nach Connecticut würde wie eine Heimkehr sein, fühlte es sich für mich eher so an, als hätte man mich in eine elitäre Haftanstalt gesteckt.

Das alles erzähle ich hier nur, um verständlich zu machen, wie ich mich in jenem September gefühlt habe – vor Frust hätte ich ein Streichholz anzünden und glücklich dabei zuschauen können, wie Sherringford in Flammen aufgeht. Und trotzdem war ich mir, noch bevor ich Charlotte Holmes überhaupt kennengelernt hatte, sicher, dass sie der einzige Mensch sein würde, mit dem ich mich an diesem elenden Ort anfreunden würde.

»Willst du damit sagen, dass du *der* Watson bist?« Tom war völlig aus dem Häuschen. Er wechselte von seinem amerikanischen Midwestern-Akzent in das erbärmlichste Cockney, das ich je gehört hatte. »Mein Bester! Alter Haudegen! Lieber Watson, komm in meine Arme!«

Die Zelle von einem Zimmer, das wir uns teilten, war so winzig, dass ich ihm fast ein Auge austach, als ich ihm den Mittelfinger zeigte. »Du bist ein Naturtalent, Bradford. Nein, im Ernst. Woher nimmst du deine Ideen?«

»Aber das ist doch total perfekt, Mann.« Mein Zimmergenosse schob die Hände in die Taschen seiner mit Rauten gemusterten Strickweste, die er immer unter seinem Schulblazer trug. Durch ein Mottenloch sah ich, wie sein rechter Daumen aufgeregt zuckte. »Die Party heute Abend findet nämlich in Lawrence Hall statt und wird von Lena organisiert, die eine ältere Schwester hat, dank der sie regelmäßig mit Wodka versorgt wird. Und du *weißt* ja hoffentlich, mit wem Lena sich das Zimmer teilt.« Er wackelte vielsagend mit den Brauen.

Jetzt musste ich mein Buch doch zuklappen. »Kann es sein, dass du versuchst, mich mit ...«

»... dich mit deiner Seelenverwandten zu verkuppeln?« Der

Ausdruck in meinem Gesicht musste Gewaltbereitschaft signalisiert haben, denn Tom legte mir beruhigend die Hände auf die Schultern. »Ich versuche nicht ...«, sagte er und sprach dabei jedes Wort überdeutlich aus, »... dich mit Charlotte zu verkuppeln. Ich versuche, dich dazu zu kriegen, dir einen *anzusaufen*.«

Charlotte und Lena hatten ihr Lager im Untergeschoss von Lawrence Hall aufgeschlagen. Wie Tom versprochen hatte, war es nicht weiter schwer, sich an der Hausmutter vorbeizuschleichen. Jedes der Wohnheime hatte so eine Hausmutter (zusätzlich zu einer kleinen Legion von Aufsichtsschülern) – eine ältere Frau aus der Stadt, die von einer Art Rezeption in der Eingangshalle aus über ihre Schützlinge wachte. Sie verteilte die Post, backte Geburtstagskuchen, hörte verständnisvoll zu, wenn jemand Heimweh hatte, sorgte aber auch dafür, dass die Hausregeln eingehalten wurden. Die Hausmutter von Lawrence Hall war dafür bekannt, dass sie während der Arbeit gerne mal ein Nickerchen hielt.

Die Party fand in der Teeküche statt. Obwohl der Raum winzig war, war er komplett mit Geschirr, Töpfen und Pfannen ausgestattet, wobei Letztere so verbeult waren, dass sie aussahen, als hätten sie den letzten Weltkrieg mitgemacht. Sogar ein klappriger Herd hatte irgendwie Platz darin gefunden, gegen den sich Tom nun quetschte, damit ich die Tür hinter uns schließen konnte. In den wenigen Sekunden, die ich dafür brauchte, hatte einer der Herdschalter einen fettigen Halbmond auf seiner Strickweste hinterlassen. Das Mädchen neben ihm lächelte schmallippig und wandte sich mit ihrem Glas in der Hand wieder ihren Freundinnen zu. Es mussten mindestens um die dreißig Leute da sein, die sich Schulter an Schulter nebeneinander drängten.

Tom packte mich am Arm und dirigierte mich in den hintere-

ren Teil der winzigen Küche. Ich fühlte mich, als würde ich durch einen dunklen, nasskalten Wandschrank in ein feuchtfrohliches Narnia gezogen werden.

»Da drüben steht der durchgeknallte Dealer«, flüsterte er mir zu. »Er verkauft hier in der Stadt Drogen. Der andere Typ ist der Sohn von Gouverneur Schumer. Er *kauft* Drogen.«

»Großartig«, sagte ich, hörte aber nur mit halbem Ohr zu.

»Und siehst du die beiden Mädchen da drüben? Sie verbringen die Sommerferien regelmäßig in Europa. Ihre Väter betreiben eine Offshore-Ölplattform.«

Ich schaute ihn skeptisch an.

»Was denn? Ich bin arm, mir fällt so was eben auf.«

»Verstehe.« Falls das ein Witz sein sollte, war er ziemlich lahm. Tom hatte vielleicht ein Loch in seiner Strickweste, aber sein Laptop in unserem Zimmer war der schmalste und edelste Laptop, den ich je gesehen hatte. »Du bist also arm.«

»Jedenfalls relativ arm.« Tom zog mich weiter hinter sich her. »Du und ich, wir gehören vielleicht zur oberen Mittelschicht, aber für die sind wir bloß einfache Bauern.«

Es war laut und brechend voll, aber Tom war entschlossen, mich in die hinterste Ecke des Raums zu zerren. Ich hatte keine Ahnung, warum, bis eine seltsame Stimme durch den aufsteigenden Zigarettenqualm zu mir hindurchdrang.

»Wir spielen Texas Hold'em.« Die Stimme klang heiser, aber gleichzeitig extrem akzentuiert, als gehöre sie einem betrunkenen griechischen Philosophen, der auf einem Zechgelage Reden schwingt. »Der Mindesteinsatz heute Abend beträgt fünfzig Dollar.«

»Oder eure Seelen«, säuselte eine andere, normale Stimme, und die Mädchen vor uns lachten.

Tom grinste mich an. »Das ist Lena. Und das Charlotte Holmes.«

Das Erste, was ich von ihr sah, waren ihre Haare, die ihr glatt, schwarz und glänzend über die Schultern fielen. Sie beugte sich über einen Kartentisch, um eine Handvoll Chips einzukassieren, sodass ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Ich befahl mir, cool zu bleiben. Sagte mir, dass es nicht weiter tragisch wäre, wenn sie mich nicht mögen würde. Was spielte es schon für eine Rolle, dass vor über hundert Jahren auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans ein berühmter Vorfahr von mir der beste Freund eines berühmten Vorfahren von ihr gewesen war. Es kam ständig vor, dass Leute beste Freunde wurden. Mit Sicherheit gab es auch auf dieser Schule beste Freunde. Dutzende. Hunderte.

Auch wenn ich selbst keinen hatte.

Als sie sich mit einem durchtriebenen Lächeln aufsetzte, konnte ich sie mir endlich genauer anschauen. Ihre feinen dunklen Brauen standen in krassem Kontrast zu ihrem blassen Gesicht mit den grauen Augen und der geraden Nase. Alles an ihr war farblos und ernst und trotzdem schaffte sie es, wunderschön auszusehen. Nicht auf eine gewöhnliche Art. Eher wie die Klinge eines Messers, in der sich das Licht spiegelt, sodass man sofort den Wunsch verspürt, es in die Hand zu nehmen.

»Lena ist Dealer.« Sie drehte sich von mir weg und erst in dem Augenblick wurde mir bewusst, woher ihr Akzent stammte. Er erinnerte mich eindringlich daran, dass sie genau wie ich aus London kam. Einen Moment lang verspürte ich so heftiges Heimweh, dass ich kurz davor stand, mich ihr zu Füßen zu werfen und sie anzubetteln, mir mit dieser extravaganten Winston-Churchill-Stimme, die an einem so dünnen, kantigen Mädchen nichts verloren hatte, das Telefonbuch vorzulesen.

Tom nahm in der Pokerrunde Platz, warf fünf Chips auf den Tisch (bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, dass es sich

um die Messingknöpfe seines Blazers handelte) und rieb sich theatralisch die Hände.

Ich wünschte, mir wäre irgendetwas Geistreiches eingefallen. Etwas Ungewöhnliches und Witziges und leicht Morbides, etwas, das ich ganz leise hätte sagen können, während ich neben ihr Platz nahm. Etwas, das sie dazu gebracht hätte, scharf aufzublicken und zu denken: *Ich muss ihn kennenlernen.*

Aber mir fiel nichts ein.

Stattdessen drehte ich mich um und ergriff die Flucht.

Ein paar Stunden später kehrte Tom fröhlich und mit leeren Taschen in unser Zimmer zurück. »Sie hat mich ausgenommen wie eine Weihnachtsgans«, lachte er. »Beim nächsten Mal hol ich mir alles zurück.« Und so erfuhr ich von den wöchentlichen Pokerabenden, die Holmes veranstaltete, seit sie letztes Jahr hier ans Internat gekommen war. Sie waren noch beliebter geworden, seit Lena angefangen hatte, Wodka beizusteuern. »Und wahrscheinlich auch wesentlich profitabler für Charlotte«, fügte Tom hinzu.

In den nächsten Wochen drückte ich Morgen für Morgen immer wieder auf die Snooze-Taste meines Weckers und hoffte wider jedes besseres Wissen, dass sich das alles als Albtraum herausstellte und ich friedlich weiterschlafen durfte. Das Schlimmste war der Französischkurs in der ersten Stunde, unterrichtet von dem despotischen, rote Hosenträger tragenden Monsieur Cann, dessen gewachster Schnurrbart aussah, als würde er nicht in ein Gesicht, sondern an die Wand eines Tierpräparators gehören. Von den anderen Schülern in Sherrington waren die meisten schon seit der neunten Klasse hier, und so früh am Morgen wollten alle nur eines – neben ihren langjährigen Freunden sitzen und sich über den vorangegangenen Abend austauschen. Ich hatte keinen langjährigen

Freund hier. Also suchte ich mir einen freien Zweiertisch und versuchte, nicht einzuschlafen, bevor es gongte.

»Ich hab gehört, dass sie gestern Abend fünfhundert Dollar gewonnen hat«, sagte das Mädchen vor mir, während sie ihre roten Haare zu einem Pferdeschwanz band. »Wahrscheinlich übt sie online. Das ist unfair. Ich meine, es ist schließlich nicht so, als würde sie das Geld *brauchen*. Ihre Familie soll stinkreich sein.«

»Mach mal die Augen zu«, sagte ihre Banknachbarin und blies sanft auf das Gesicht ihrer Freundin. »Da war eine Wimper. Ja genau, das hab ich auch gehört. Ihre Mom ist angeblich so was wie eine Herzogin. Aber wahrscheinlich besorgt sie sich davon den Stoff, den sie sich die Nase hochzieht.«

Die Rothaarige hob überrascht den Blick. »Ich hab gehört, sie hängt an der Nadel.«

»Ob sie mich vielleicht mal ihrem Dealer vorstellt?«

Im nächsten Moment ertönte der Gong, Monsieur Cann rief: *Bonjour, mes petites*, und mir wurde klar, dass ich zum ersten Mal seit Wochen vollkommen wach war.

Den Rest des Vormittags verbrachte ich damit, über diese Unterhaltung nachzudenken und mich zu fragen, was das über sie aussagte. Über Charlotte Holmes. Weil sie über niemand anderen geredet haben konnten. Ich grübelte immer noch darüber nach, als ich in der Mittagspause den wie einen Park angelegten Campus durchquerte. Die Rasenflächen waren mit Schülern bevölkert, weshalb es eigentlich nicht weiter überraschend war, als das Mädchen, über das ich nachdachte, aus einer Tür heraustrat und plötzlich direkt vor mir stand.

Ich lief nicht in sie hinein, so tollpatschig bin ich nicht. Aber wir erstarrten beide und fingen dieses grauenhafte Links-rechts-du-zuerst-Gezappel an. Schließlich gab ich es auf. *Was soll's*, dachte ich, *ich kann mich auf so einem kleinen Campus wie*

*hier sowieso nicht für immer verstecken, da kann ich auch genauso gut ...*

Ich streckte ihr meine Hand hin. »Entschuldige, ich glaube, wir sind uns noch nicht vorgestellt worden. Ich bin James. Ich bin neu hier.«

Sie zog die Brauen zusammen und sah auf meine Hand hinunter, als würde ich ihr einen stinkenden Fisch oder eine entscherte Granate hinhalten. Es war ein sonniger und heißer Tag Anfang Oktober, an dem der Sommer einen seiner letzten Atemzüge tat, und die meisten hatten den Blazer ihrer Schuluniform ausgezogen und ihn sich über die Schulter gehängt oder unter den Arm geklemmt. Meiner war in meiner Tasche und ich hatte auf dem Weg über den Campus meine Krawatte gelockert, aber Charlotte Holmes' Erscheinung war so akkurat, als würde sie jeden Moment eine Rede über Sinn und Nutzen von Anstandsregeln halten. Statt des Faltenrocks, den die meisten Mädchen trugen, hatte sie eine schmale marineblaue Hose an. Ihr weißes Oxford-Hemd war bis oben hin zugeknöpft und das schmale Tuch, das sie unter dem Hemdkragen zu einer Schleife gebunden hatte, sah aus, als wäre es mit dem Dampfbügeleisen geglättet worden. Ich stand so nah vor ihr, dass mir ihr Duft auffiel; sie roch nach Seife, nicht nach Parfum, und ihre Haut wirkte so rein, als hätte sie sich gerade erst das Gesicht gewaschen.

Ich hätte es stundenlang einfach nur anschauen können – dieses Mädchen, über das ich schon mein ganzes Leben immer wieder nachdachte. In meiner Vorstellung hatte sie mich allerdings nicht mit ihren farblosen Augen misstrauisch gemustert. Langsam fühlte ich mich, als hätte ich etwas falsch gemacht.

»Ich bin Holmes«, sagte sie schließlich mit dieser großartigen rauhen Stimme. »Aber das wusstest du ja schon.«

Okay, sie würde mir nicht die Hand geben. Ich ließ meine wieder sinken und vergrub sie ebenso wie die andere in meinen Hosentaschen.

»Das stimmt«, gab ich zu. »Tja, dann weißt du bestimmt auch, wer ich bin. Peinliche Situation, dabei dachte ich immer ...«

»Wer hat dich dazu angestiftet?« Ihr Gesichtsausdruck wirkte resigniert. »Dobson?«

»Lee Dobson?« Ich schüttelte verwirrt den Kopf. »Nein. Und was meinst du mit angestiftet? Ich meine, ich wusste, dass du hier auf der Schule bist. Meine Mutter hat mir erzählt, dass deine Familie dich nach Sherringford geschickt hat – sie hat mit deiner Tante Araminta Kontakt. Die beiden haben sich auf einer Charity-Veranstaltung für Leukämiekranke kennengelernt, wo sie das Manuskript von *Seine Abschiedsvorstellung* signiert haben. Seitdem schreiben sie sich regelmäßig. Bist du in meinem Jahrgang? Das frage ich mich schon die ganze Zeit. Aber du hast ein Biologiebuch dabei, also bist du wahrscheinlich in der Zehnten. Ha. Das habe ich *deduziert*. Aber ... na ja, vielleicht sollte ich das lieber sein lassen.«

Mir war klar, dass ich mich wie ein Vollidiot anhörte, aber sie stand so aufrecht und reglos wie eine Wachsfigur vor mir. In ihrem Gesicht und ihrer Haltung war keine Spur mehr von dem gebieterischen, coolen Mädchen zu entdecken, das ich auf der Party erlebt hatte, und ich verstand nicht, was seitdem mit ihr passiert war. Allerdings schien mein Geplapper sie zu beruhigen, und obwohl es weder witzig noch morbide oder geistreich war, machte ich damit weiter, bis ihre Schultern sich entspannten und ihre Augen endlich etwas von ihrer stechenden Traurigkeit verloren.

»Ich weiß, wer du bist«, sagte sie, als ich schließlich innehielt, um Luft zu holen. »Tante Araminta hat mir von dir erzählt. Und



Lena natürlich. Wobei es auch so nicht sonderlich schwer zu erraten gewesen wäre. Hallo, Jamie.« Endlich streckte sie ihre feingliedrige blasse Hand aus und ich schüttelte sie.

»Ich werde nicht so gerne Jamie genannt«, entgegnete ich etwas gequält, »vielleicht könntest du stattdessen einfach Watson zu mir sagen.«

Holmes lächelte. Ihr Mund blieb dabei geschlossen. »In Ordnung, Watson«, sagte sie. »Ich muss jetzt zum Mittagessen.«

Ich war eindeutig entlassen.

»Oh, okay«, sagte ich und versuchte, mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Tja, ich bin mit Tom verabredet und muss dann auch mal wieder los.«

»Natürlich. Man sieht sich.« Sie ließ mich stehen und ging weiter.

Aber ich konnte es nicht dabei belassen und rief ihr hinterher: »Was dachtest du, warum ich dich angesprochen habe?«

Holmes warf mir, ohne stehen zu bleiben, einen Blick über die Schulter zu und antwortete trocken: »Nächstes Wochenende findet der Schulball statt.«

Nach allem, was ich über Charlotte wusste – und das meiste davon stammte von meiner Mutter – war sie der Inbegriff einer Holmes. Was aus dem Munde meiner Mutter kein Kompliment bedeutete. Man sollte meinen, unsere Familien hätten sich nach all dieser Zeit auseinandergelebt, und in vielerlei Hinsicht hatten wir das wohl auch. Aber meine Mutter begegnete immer wieder einem Mitglied des verschrobenen Holmes-Clans, sei es bei einer Benefizveranstaltung von Scotland Yard, auf dem Edgar-Awards-Dinner oder – wie im Fall des Treffens mit Holmes' Tante Araminta – bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung, auf der Besitztümer aus dem Nachlass von Arthur Conan Doyle, dem Literaturagenten meines Urururgroßvaters, versteigert wurden. Der Gedanke an dieses Mäd-

chen, dem einzigen Mitglied der Familie Holmes, das in meinem Alter war (bereits als Kind träumte ich davon, dass wir uns eines Tages kennenlernen und wilde Abenteuer miteinander erleben würden), hatte mich schon immer fasziniert, aber meine Mutter hatte stets versucht, mir diese Faszination auszureden, ohne mir einen Grund dafür zu nennen.

Ich wusste nichts über sie, außer dass sie der Polizei im zarten Alter von zehn Jahren zum ersten Mal bei der Aufklärung eines Falls geholfen hatte. Die Diamanten, die dank ihrer Mitarbeit gefunden werden konnten, waren drei Millionen Pfund wert. Mein Vater hatte mir bei einem unserer wöchentlichen Telefonate davon erzählt und wahrscheinlich gedacht, dass uns das einander irgendwie näherbringen würde. Es hatte nicht funktioniert. Jedenfalls nicht so, wie er es sich erhofft hatte.

Dieser Diamantenraub beflügelte über Monate hinweg meine Fantasie. Ich stellte mir vor, wie ich als ihr treuer Gefährte den Fall mit ihr gemeinsam löste. Wie ich sie an einem Seil durch das Dachfenster einer Schweizer Bank herunterließ und die Kraft meiner Hände das Einzige waren, was sie davor bewahrte, von den versteckten Sprengsätzen zerrissen zu werden, mit denen der Boden gesichert war. Wie wir anschließend von schwarz maskierten, russische Flüche ausstoßenden Verbrechern durch die Waggon eines außer Kontrolle geratenen Zugs gejagt wurden. Als ich kurz darauf auf dem Titelblatt einer Zeitung einen Artikel über ein gestohlenen Gemälde sah, sagte ich zu meiner Mutter, dass Charlotte Holmes und ich den Fall aufklären würden. Worauf sie antwortete: »Wenn du irgend so etwas in der Art auch nur zu tun versuchst, bevor du achtzehn bist, werde ich alle deine Bücher verkaufen und mit dem handsignierten Neil Gaiman anfangen.«

(Bevor sie sich scheiden ließen, sagte mein Vater gern: »Deine Mutter ist nun mal nur eine eingeeheiratete Watson.«)

Die einzige wirkliche Unterhaltung, die meine Mutter und ich jemals über die Beziehungen zwischen den Holmes' und den Watsons führten, fand kurz vor meinem Abflug nach Amerika statt. Wir hatten über Sherringford diskutiert. Das heißt, *sie* hatte einen Monolog darüber gehalten, wie sehr es mir dort gefallen würde, während ich schweigend packte und mich fragte, ob ich Selbstmord begehen könnte, indem ich mich aus dem Fenster stürzte, oder ob ich mir dabei bloß die Beine brechen würde. Schließlich bestand sie darauf, dass ich ihr wenigstens eine Sache nannte, auf die ich mich freute, und um sie zu ärgern (und weil es die Wahrheit war), sagte ich, dass ich es kaum erwarten könne, endlich mein Gegenstück aus der Holmes-Familie kennenzulernen.

Was nicht sonderlich gut ankam.

»Nur Gott weiß, wie dein Urururgroßvater diesen Mann ertragen hat«, sagte sie und verdrehte die Augen.

»Sherlock?«, fragte ich. Wenigstens redeten wir jetzt nicht mehr über Sherringford.

Meine Mutter schnaubte ungehalten. »Ich glaube, er war einfach nur unglaublich gelangweilt. Kein Wunder bei dem bequemen Lebensstil, den diese viktorianischen Gentlemen pflegten. Aber es kam mir immer so vor, als wäre ihre Freundschaft eher einseitig gewesen. Sie sind wirklich *seltsam*, diese Holmes. Angeblich drillen sie ihre Kinder auch heute noch von Geburt an in der Kunst der Deduktion und halten sie davon ab, Freundschaften zu schließen. Ich finde es nicht gesund, ein Kind derart einzuschränken. Araminta scheint mir sehr nett zu sein, andererseits lebe ich nicht mit ihr zusammen. Ich kann nicht ermessen, wie es für den guten Dr. Watson damals war. Du solltest es dir jedenfalls ersparen, dich mit jemandem wie ihr einzulassen.«

»Es ist nicht so, als hätte ich vor, dieses Mädchen zu heira-

ten«, sagte ich aus den Tiefen meines Kleiderschranks, wo ich gerade nach meiner Rugbyausrüstung suchte. »Ich würde sie nur einfach gern kennenlernen, nichts weiter.«

»Alle Holmes sind ein wenig seltsam, aber ich habe gehört, dass diese Charlotte besonders seltsam sein soll«, ließ sie nicht locker. »Sie haben sie mit Sicherheit nicht zum Spaß in die Staaten geschickt.«

Ich schaute demonstrativ auf meinen Koffer. »Nein, dorthin geschickt zu werden ist für gewöhnlich keine Belohnung.«

»Wie auch immer. Ich hoffe für dich, dass sie ein nettes Mädchen ist«, sagte meine Mutter hastig. »Versprich mir nur, dass du vorsichtig bist, Liebling.«

Blöderweise muss ich an dieser Stelle einräumen, dass meine Mutter sich nur selten irrt. Ich meine, die Idee, mich nach Sherringford zu schicken, war schrecklich, aber im Grunde verstand ich ihre Entscheidung. Es hatte sie eine ganz schöne Stange Geld gekostet – Geld, das wir eigentlich nicht hatten –, mich an der Highcombe School unterrichten zu lassen, und all das nur, weil ich um jeden Preis Schriftsteller werden wollte und ein paar der Lehrer dort berühmte Romanautoren waren ... nicht dass einer von ihnen auf mich aufmerksam geworden wäre. Das Sherringford Internat hatte trotz der offensichtlichen Nachteile (Connecticut, mein Vater) einen genauso guten Literaturzweig, wenn nicht sogar einen noch besseren. Und dort wollte man noch nicht einmal Schulgebühren von mir, solange ich ab und zu so tat, als wäre ich ein begeisterter Rugbyspieler, der das Potenzial hatte, das Team an die Tabellenspitze zu führen.

In Sherringford verlor ich allerdings kein Wort über meine Pläne, Schriftsteller zu werden. Eine ständige, mich wie eine tieffliegende Drohne begleitende Angst hielt mich davon ab, irgendjemandem meine Arbeit zu zeigen; wenn man eine Per-